

gen und einen gesunden Konservativismus aus. Mögen Einzelheiten auch anders zu beurteilen sein – das Werk verrät eine lange Entstehungsgeschichte –, es gibt wohl zur Zeit keine ausgewogenere Darstellung der neutestamentlichen Theologie. Vor allem möchte man wünschen, daß der hervorragende Kenner des Judentums auch über seinen Tod hinaus in den heute so heftig diskutierten Fragen nach der Stellung Jesu zum Gesetz und dessen pharisäischer Auslegung Gehör findet.

Schließlich müssen wir, leider mit einiger Verspätung, an eine Veröffentlichung erinnern, die ohne Zweifel noch lange aktuell bleiben wird⁷. In dem Tagungsbericht der deutschsprachigen katholischen Neutestamentler vom Frühjahr 1973 in Wien kommt – ein Zeichen echter Ökumene – dem Referat des evangelischen Gastes, des Mainzer Professors *Ferdinand Hahn*, die nicht nur umfangmäßig bedeutendste Rolle zu. Der hauptsächlich durch seine christologischen Arbeiten bekannte Autor behandelt nach den methodologischen Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer historisch-kritischen Jesusrückfrage auch die theologische Relevanz dieses gewiß nicht unproblematischen Unternehmens. Seine informative Stellungnahme, die im zweiten Beitrag (*Fritzeo Lentzen-Deis*) durch interessante geistesgeschichtliche Beobachtungen ergänzt wird, kann sich auf einen breiten exegetischen Konsens stützen. Dagegen muß man befürchten, daß Hahn mit seinem „Gesamtbild der vorersterlichen Geschichte Jesu“ (40–51) bei jenen Befürwortern einer christlich-jüdischen Verständigung auf Widerspruch stoßen wird, die in Jesus nur einen harmlosen Liebespharisäer sehen möchten, der sich nahezu nahtlos in seine religiöse Umwelt eingefügt habe. Doch

gerade wem die wirkliche Verständigung mit jüdischen Gesprächspartnern am Herzen liegt, der darf die Konflikte, die das Leben Jesu begleitet haben, nicht verschweigen. Auch auf diesem wichtigen Gebiet ist es an der Zeit, daß beide Seiten sich wieder ehrlich zu ihrer Wahrheit bekennen – aus Liebe zum Nächsten und zu sich selbst. *Franz Joseph Schierse*

¹ Rudolf Schnackenburg, Das Johannesevangelium. 3. Teil. Kommentar zu Kap. 13–21. Freiburg: Herder 1975. XVI, 477 S. (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament. 4.) Lw. 87,–.

² Rudolf Pesch, Das Markusevangelium. 1. Teil. Einleitung und Kommentar zu Kap. 1, 1–8, 26. Freiburg: Herder 1976. 421 S. (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament. 2.1.) Lw. 90,–.

³ Peter Stuhlmacher, Der Brief an Philemon. Köln, Neukirchen: Benziger, Neukirchener Verlag 1975. 75 S. (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament.) Kart. 14,–.

⁴ Eduard Schweizer, Der Brief an die Kolosser. Köln, Neukirchen: Benziger, Neukirchener Verlag 1976. 230 S. (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament.) Kart. 29,80.

⁵ Die Briefe an Timotheus und Titus. Der Brief an die Hebräer. Übersetzt und erklärt von Joachim Jeremias und August Strobel. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1975. (Das Neue Testament Deutsch. 9.) Kart. 22,80.

⁶ Leonhard Goppelt, Theologie des Neuen Testaments. Teil 1–2. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1975–1976. 312, 669 S. Kart. 28,– und 36,–.

⁷ Rückfrage nach Jesus. Zur Methodik und Bedeutung der Frage nach dem historischen Jesus. Von Ferdinand Hahn u. a. Hrsg. v. Karl Kerstge. Freiburg: Herder 1974. 223 S. (Quaestiones Disputatae. 63.) Kart. 22,80.

Barock auf der Waage

Rückblick auf eine Ausstellung

Noch nie las man so widersprüchliche Urteile über eine geschichtliche Ausstellung wie jene über die Schleißheimer Schau vom Sommer 1976: Kurfürst Max Emanuel, Bayern und Europa um 1700¹. M. Steinhauser (FAZ, 15.7.

1976) vermißte Didaktik, begegnete zuviel Chronik; das Gebotene im neuen Schloß war „überaus langweilig“. Ins gleiche Horn blies H. Schneider (Zeit, 9. 7. 1976), der lieber einen Museumsdirektor verantwortlich gese-

hen hätte als einen Geschichtsprofessor. Beide Kritiker feierten noch im nachhinein die Stockholmer Ausstellung (Königin Christine) und die Rotterdamer (Erasmus). Andere Besucher waren froh, nicht so gegängelt zu werden wie in der Hamburger Kunsthalle zum Nachteil des Landschafters Turner (Frühjahr 1976) oder früher in München bei Lovis Corinth. Die Fülle eines Millenniums mochte bedrücken in der österreichischen Sommerausstellung 1976: 1000 Jahre Babenberger, obwohl diese in einer Fernsehserie popularisiert und unzweifelhaft karikiert wurde. „Historische Subkultur“ (Conze) im Vormarsch? Eine Gegenstimme zu Schleißheim: O. B. Roegel pries die ausnahmsweise fehlende „ideologische Überfrachtung“, hieß die Geschichtsschau schlechthin „ein Meisterwerk“ (Rhein. Merkur, Nr. 31, 1976). Was gilt nun? Gehen in Bayern die Uhren anders? Wird in und um München, in reaktionärer Weise, die Geschichte der Oberschicht bevorzugt? Ähnlich argumentierte der an Schleißheim nicht beteiligte, abtretende Inhaber des ersten Lehrstuhls für bayerische Geschichte. Aber lassen wir Nachfolgequerelen und fachdisziplinäre Polemik beiseite. Jedenfalls hat keiner der beiden ersten Kritiker die drei angebotenen, sehr instruktiven Filme, positive Einführungshilfen, auch nur erwähnt. Vielleicht war es so, daß Besucher aus Wien oder Budapest, Brüssel oder Paris manche der rund 1000 Exponate einleuchtender und ansprechender fanden, zu ihrer Heimatkultur Beziehungen spürten, die Besucher aus Frankfurt, Berlin oder Hamburg entbehrten: Bayern war um 1700 noch in allem fest eingebunden ins katholische und romanische Europa.

Für gewisse Kritiker der Ausstellung, ferner angesichts der unverhohlenen Enttäuschung durch den jüngsten Biographen Max Emanuels darf doch schon eingangs ein Grundsatz ausgesprochen werden: Wer die Vergangenheit an heutigen Maßstäben, seien diese demokratisch oder strukturell-sozial, messen will, d. h. sie kollektivistisch oder moralistisch umwertet, verkennt ihre früheren individuellen Tendenzen und Anstöße, verleugnet das eigenständige Daseinsrecht der Vorwelt: ver-

gewaltigt sie. Mag sie ihr philosophisches Soll selten oder nie erreichen, soziologische Hilfswissenschaft war die Geschichtsforschung jedenfalls für die längste Zeit gewesen. Von der Sozialgeschichte der Max-Emanuel-Zeit kennt man erst „Aspekte und Details“, so eine kompetente Stimme des Katalogs. Der Schwerpunkt ruht auf Fürst, Adel und Prälaten, ob's gefällt oder nicht. Der Bauer, behandelt „wie's liebe Vieh“, wurde sichtbar, wenn er ausbrach, also beim anti-österreichischen Aufstand von 1704/05 (aufgrund immens gesteigerten Steuerdrucks).

Max Emanuel, 1680–1726 der dritte bayerische Kurfürst, war ein weithin entsprechendes Spiegelbild der Leitfigur des absolutistischen Zeitalters, Ludwigs XIV., dessen bester Verbündeter er zeitlebens war. Des Bayern oft verteuflerte Politik entsprach ganz dem Herkommen der Dynastie: „Bayern und Österreich stets conträr“ (K. v. Schmid), „Bayern und Frankreich (haben) fast jederzeit einerley Interesse“ (1710 in einer österreichischen Prinz-Eugen-Biographie). Auch überlieferte persönliche Charakteristiken wie etwa: „unentschlossen im Kabinett, entschieden im Gewehrfeuer“ gehen bereits auf Zeitgenossen zurück. K. O. v. Aretin hat neuerdings betont, daß „abgewogen staatsmännischer Blick“, geschickte Zurückhaltung und Zähigkeit zumindest die ersten beiden Jahrzehnte Max Emanuels auszeichnen, daß trotz allen Überschwangs und Schwankens, trotz Projektfülle an Tauschplänen und Königshoffnungen in den mittleren Jahren noch zuletzt eine zielstrebige Reichspolitik nachzuweisen ist: Versorgung der geistlichen Söhne und Familienbündnisse der vier Wittelsbacher Kurfürsten. Unleugbar „einer der großen Anreger der bayerischen Geschichte“, bis zu Montgelas über 100 Jahre nachwirkend. „Ein Leben für Bayern“ (so eine gewisse Buchwerbung) ist natürlich nie und nimmer zu verzeichnen; vielmehr ein egozentrisches, ehrgeiziges Leben eines Künstlers, weniger eines Lebenskünstlers. Wenn heute schwarzmalerei-sche Umzeichnungen im Gegensatz zum Stil jener Zeit festzustellen sind, so rührt manches schon aus zeitgenössischen Vorurteilen ent-

täuschter Freunde wie des Diplomaten Villars, von Parteigängern wie Ricous, von rigorosen Moralisten wie Fénélon oder aus der Feder von Nachkommen der Gegenspieler: Marquis de Vogüé oder Winston Churchill. Mißt man Friedrich II. von Preußen an den Invektiven Voltaires?

Wer den fast monotonen Urteilen über den gewißlich provokanten Kurfürsten in der Historiographie mit Hans Schmidt nachgeht, muß staunen, wie so viele späte Beurteiler durch die Bank Kinder ihrer Zeit, also bedingte, gehemmte, unfreie Kritiker waren. „Kontinuität“ (Hammermeyer) gilt nicht nur für das Barock und unsere englischen, französischen oder deutschen Gewährsmänner, genauso für offenbare oder geheime Abhängigkeiten. Und man darf daran erinnern, daß erst vor zwei Jahrzehnten Américo Castro in Madrid der Geschichtsschreibung den Rang einer objektiven Wissenschaft gelassen abstritt (A. Castro, Spanien, Vision und Wirklichkeit, 1957).

Der gefürchtete Sieger über die Türken, zu benannt der „blaue König“ (ein Rang, den er vergeblich ein Leben lang anstrebte), Eroberer Ungarns für den Kaiser in den vier Schlachten zwischen Wien und Belgrad (1683–1688), rivalisierte nicht mit Prinz Eugen, der ihn dennoch achtete, als logistisches Genie. Bestimmt kein truppenschonender Stratege wie Turenne, war er vielmehr, krasse Ausnahme, vorne in der Linie, im Belagerungsgraben. Immerhin wurde dank Max Emanuel die Niederlage von Höchstädt (1704) nicht zur Totalkatastrophe.

Daß die erste seiner vier neuen Behörden ein Generalbaudirektorium war, überrascht nicht. Riet doch schon Colbert seinem König: „Ew. Majestät wissen, daß außer glänzenden Kriegstaten nichts so sehr Größe und Geist eines Fürsten beweist als Baudenkmäler.“ In den Wäldern und Mooren um Schleißheim, wo der Urgroßvater, Wilhelm V., den Ring von neun Kapellen angelegt hatte, plante und baute Max Emanuel an drei Schlössern, das Mittelstück „Palais magnifique digne d'un Prince, d'un Roi, d'un Empereur“ (Bretagne, 1722). Daneben ließ dieser barocke Baulöwe

weitere sieben Schlösser oder Palais erneuern, seine Wappen oder Initialen anbringen. In allem entsprechend dem anspruchsvollen erzieherischen Ansatz zum „bayerischen Alexander“, wie ihn die ehrgeizige, temperamentvolle Mutter aus Savoyen ihm mitgegeben hatte. Muttersohn, Frühwaise, Halbitaliener, begierig auf Kronen vorab südlich der Alpen, das Erbe in Madrid oder Wien – solches hieß das kleine Bauernland, die abhängige Familie, die mißtrauischen Standesgenossen, im ganzen: Ressourcen und Subsidien überfordern. Das Leben verstrich in Kämpfen und Festen, Jagden und Liebschaften. Am Schluß reichte es nicht mehr zur Bußzeit in der neuen, künstlich auf alt geschönten Magdalenenklausen im Schloßpark von Nymphenburg und zur Lektüre der schon bestellten asketischen Literatur.

Max Emanuels größter Beitrag zur Geschichte ist der künstlerische Aufschwung seiner Hauptstadt. Dieser erforderte einen immensen Aufwand für Repräsentation, die als politische Größe und damit der Machterweiterung dienend zu verstehen ist. Die „Bauprälaten“, meist dem Niedervolk entstammend, hielten es nicht anders. Daß das einfache Volk dafür litt und blutete, wird von heutigen Forschern in Frage gestellt. Der Kurfürst war Autokrat, hatte aber gute Beamte unter und neben sich. Sein eigenes Interesse galt nur dem (und den) Schönen, den Künsten, nie den Wissenschaften oder der Literatur. (Was aber nicht dazu berechtigt, die Literatur der Zeit als ihren Ausdruck zu ignorieren, wie Hüttl, der Biograph, es im Gegensatz zu Pörnbacher – im Katalog – für angemessen hält.) Max Emanuel war selbst sehr früh in Gesang und Bühnentanz geschult worden; er spielte Orgel, Flöte und Viola da Gamba, führte Theaterregie, liebte vor allem Ballett und Oper, mehr als das Schauspiel. Sein Tageslauf begann mit der hl. Messe, endete, auch auf Feldzügen oder Jagdausflügen, mit einem Kammerkonzert. Homo ludens, Antityp des Homo faber, wie ihn Schiller und Huizinga auslegten, echte vielseitig-vollblütige Verkörperung des feudalen Europas, das um 1800 zerbrach.

Und doch bleiben viele Fragezeichen hinter

der überlieferten Kennzeichnung des Egoisten und Bonvivants. Es drängt sich Sartres Skepsis vor dem menschlichen „Bergwerk“ eines Flaubert auf: „Was kann man von einem Menschen wissen?“ Zuwenig wurde u. E. bisher in allen Publikationen beachtet die savoyisch-italienische Totalverflechtung Max Emanuels: Mutter, Jugend- und Kampfgefährten; Theatinermönche und Hofadel; Maler und Architekten, Musiker, Sänger und Tänzer; Hofärzte, Diplomaten und Geldvermittler – eine einzige transalpine Personenkette zieht sich durch Max Emanuels Leben, ohne daß die späteren starken französischen Einbrüche übersehen werden dürfen. Dieses München um 1700 war ein echtes Monaco di Baviera. Das Heer z. B. kaum minder verausländert: in der Führung nur jeder fünfte General, jede neunte Kavallerieoffizier ein Landsmann. Das barocke Europa war verfügbares Objekt des Landesherrn, aber ohne Landesgrenzen für die Führungselite.

An die 1000 Gemälde (Rubens, van Dyck) dankt Bayern dem Hang zum Raren und Präziösen, viele Miniaturen und Luxusmöbel. Folge: Staatsverschuldung auf ein Jahrhundert, bitteres Erbe des „größten Mäzens und Sammlers seiner Zeit“ (Rall). Ein unbestreitbares Faktum bleibt: Nach Orlando di Lassos erster Musikblüte reifte jetzt in München eine zweite, weltlich und kirchlich gepaart. Die Ingolstädter Universität, die sich formierende Akademie und die Hofbibliothek mied der Kunstfreund. Dafür drechselte er Elfenbein; der Emigrant (10 Jahre) brauchte in Frankreich „une arme contre l'ennui“, „eine Waffe gegen die Langeweile“. Nicht minder familiencharakteristisch: „Ich könnte nicht mehr leben ohne zu zeichnen“ (4. 1. 1705), so versessen hing er an seinen Luftschlössern. Im letzten also doch ein Träumer und Utopist wie bei einem Dutzend Plänen, die er um Königskronen schmiedete. Der geistliche Bruder Josef Clemens in Köln war darin realistisch. 1718 noch warnte er vor dem Tausch Bayerns für Sardinien, sinnlos herzugeben „ein sicheres guttes landt, so das einzige pure

chatolisch ist in ganz Teitschland“. Wie ernst war es Max Emanuel bei seinem „starken Konfessionalismus“ (Riezler) mit den Geburtstagswallfahrten nach Altötting und ähnlichen, nach Scheyern, Ettal usf., der Neigung zu langen Bußgebeten und der Verehrung savoyischer Heiliger? Wieviel war bloß tradierte „Wittelsbacher Frömmigkeit“, wieviel persönliches Bedürfnis? Jedenfalls gilt auch da: „Um 1700 gab es noch keinen rein profanen Bereich“ (G. Diepolder). Ein Briefband Max Emanuels fehlt uns sehr.

Aus Paris mahnt der Skeptiker E. M. Cioran: „Von weitem ist nichts mehr gut oder böse. Der Historiker, der sich für berufen hält, über die Vergangenheit ein Verdikt zu sprechen, betreibt Journalismus in anderen Jahrhunderten.“ Ähnlich warnt Lucien Febvre vor dem „Historiker als Ersatzrichter“. Hüttls Monographie², nur politisch interessiert, der Künste wegen am Ende rasch um zehn Seiten erweitert (eine halbe Seite für Musik!), wird dem widerspruchsvollen Schöngeist Max Emanuel menschlich in keiner Weise gerecht. Gerade hierin liegt aber des Kurfürsten Eigenart und Vorzug. Um so wertvoller daneben die neue Sicht der niederländischen Stathalterperiode, die eindringliche ökonomisch-soziale Umwertung der patriotischen Legende von 1705 (Sendlinger Mordweihnacht). Fazit: 250 Jahre nach Max Emanuels Tod kam es zur größten sichtbaren Ehrung dieser einmaligen Persönlichkeit und erschien das bislang bedeutendste und gründlichste Werk über ihn, aber noch nicht das endgültige.

Franz Niedermayer

¹ Kurfürst Max Emanuel. Bayern und Europa um 1700. Bd. 1: Zur Geschichte und Kunstgeschichte der Max-Emanuel-Zeit, Bd. 2: Katalog der Ausstellung. Hrsg. v. H. Glaser. München: Hirmer 1976. XVII, 486; XVI, 420 S., Abb. Kart.

² Ludwig Hüttl, Max Emanuel. Der blaue Kurfürst 1679–1726. Eine politische Biographie. München: Süddeutscher Verlag 1976. 806 S. Lw. 39,80. (Abhängigkeit von der soziologischen Zeitmode im Vokabular und verallgemeinernde Formulierungen enttäuschen.)